

Basiswissen für künftigen Lebensretter

Marcel Weber lernt auf der Intensivstation

Von Tim Meyer

ESSEN.

Die Tür schwingt auf, ein leerer Gang. Klong, klong. Immer wieder klingelt diese Glocke in den Zimmern, wo Menschen in Krankenhausbetten liegen. Menschen mit Schläuchen im Mund. Schläuche, Infusionen überall. Intensivstation, Universitätsklinikum Essen. Hier sind Lebensretter am Werk.

Klong, klong - ein schwerer Ton, sobald sich der Blutdruck vom Normwert entfernt. Überhaupt bimmelt und piept es hier ständig; rote, gelbe und grüne Linien bewegen sich im Zick-Zick über Bildschirme; Perfusoren spritzen automatisch Schmerzmittel. Meistens schlafen die stummen Körper, oft stirbt ein Mensch. Etwa alle zwei Tage schafft es hier auch die moderne Medizin nicht mehr, ein Leben zu verlängern.

Plötzlich mischt sich unter die tiefen Glocken ein Alarmton, der an ein altersschwaches

Martinshorn erinnert. Sofort steht ein Arzt neben dem Patienten, denn das Signal bedeutet, dass ein Herz in diesem Moment stehengeblieben ist. Und dann ist auch Marcel Weber dabei.

Heute ist es ein Fehlalarm, weil ein Herzschrittmacher aus dem Rhythmus gekommen ist. Oberarzt Holger Egebrecht positioniert den Schrittmacher neu, Marcel Weber beobachtet ihn. Der 24-Jährige studiert seit 2002 Medizin. Jetzt steht er am Ende der universitären Ausbildung und absolviert auf der Konservativen Intensivstation den ersten Teil seines Praktischen Jahres. Hier heißt er nur „PJler“, trägt blaue Stationskleidung und immer einen Block bei sich.

„Auf anderen Gebieten dauert es länger, bis man den Nutzen der eigenen Arbeit sieht“, sagt Marcel Weber. Für die Medizin habe er sich entschieden, weil ihn das viele Wissen reize und der Körper ein „cooles Gebilde“ sei. Ja, er wolle den Menschen helfen.

„Die PJler brauchen erstmal vier Wochen Basics, damit sie



Arzt im Praktischen Jahr. Marcel Weber lernt die Grundlagen für seinen Beruf auf der Intensivstation der Uniklinik in Essen. Foto: Tim Meyer

keinen umbringen“, sagt Pfleger Christian Schön, als er sich im Aufenthaltsraum einen Kaffee einschenkt. Marcel Weber lacht. Den Ton der Pfleger ist er gewohnt, außerdem sind sie um einiges fitter, erklärt der Student. Dann holt er ein dickes, kleinformatisches Bändchen aus der Tasche seines Hemdes: „Arzneimittel pocket plus.“ Er wiegt es in der Hand: „Wenn man das alles auswendig könnte, wäre man richtig gut.“ Aber er sei realistisch. „Man muss hier zuschauen und lernen.“

Einige der Patienten wissen nicht, dass draußen mittlerweile alle Blätter von den Bäumen abgefallen sind. Rita Müller (Name geändert) ist noch nicht so lange hier, aber sie hat wohl noch viel vor sich. Ein

Schlaganfall hat sie an diesen Ort gebracht. Heute geht es ihr besser, aber das Herz ist schwach. Jetzt soll untersucht werden, welchen Platz sie auf der Transplantationsliste bekommen kann. Aber daran denkt Rita Müller nicht. Sie will nur nach Hause zu ihrem Mann. Der habe kaputte Knie und sei allein, sagt die Patientin. Marcel Weber nickt: „Ja, aber jetzt müssen Sie zuerst an sich denken.“

Mit Hilfe der Wissenschaft will der PJler den Menschen helfen. Das mache 70 Prozent der Arbeit aus. „Ich bin ja kein Gesprächstherapeut.“ Trotzdem sei es ihm wichtig, jedem sein Schicksal so zu erklären, dass er es ertragen kann.

Kommunikative Fähigkeiten und ein positives Men-

schensbild seien die wesentlichen Eigenschaften eines guten Arztes, sagt Professor Stefan Gesenhues, Direktor des Instituts für Allgemeinmedizin. „Praktische ärztliche Fähigkeiten und eine fundierte Basis medizintheoretischen Wissens sind jedoch unabdingbare Voraussetzungen für die ärztliche Tätigkeit.“

Am späten Nachmittag zieht Marcel Weber die Stationskleidung aus. Er muss schnell nach Hause, danach wieder zurück in die Klinik - zum Geldverdienen in die Patientenaufnahme - dann vielleicht noch an die Doktorarbeit. „Man merkt im Praktischen Jahr, was es bedeutet, richtig zu arbeiten“, sagt er und lacht. Es sei eine Herausforderung. Immer wieder.